



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013

ergingen, zog er dorthin und bestimmte auch Konrad von Montferrat ihm zu folgen, der sich bisher wegen seiner Feindschaft mit König Veit fern gehalten hatte. Er hat dort glänzende Waffenthaten gethan und auch als Anführer, zeitweise sogar des ganzen Heeres, sich hohes Ansehen erworben. Die Nachricht von dem Tode des Kaisers im Kalvradnus lähmte die ganze Unternehmung und schwächte namentlich die Stellung der Deutschen im Kreuzheer. Die Heeresrümmen, welche Friedrichs gleichnamiger Sohn herzuführen, vermochten das nicht abzuwenden. Ist nun Ludwig im Verdruß darüber erkrankt, oder war er, wie auch berichtet wird, ernstlich verwundet, kurz, er sehnte sich, wie kranke Menschen thun, nach der Heimat, und sollte sie doch nicht wiedersehen. Er starb noch im Jahre 1190 auf der See, und nur seine Gebeine wurden heimgebracht in die Gruft der Väter zu Reinhardtsbrunn.

Da Ludwig keinen Sohn hinterließ, beanspruchte sein Bruder Hermann, welchem Ludwig schon bei seinen Lebzeiten die Pfalzgrafschaft in Sachsen überlassen hatte, die Nachfolge in Thüringen. Kaiser Heinrich VI. aber dachte die thüringischen Lehen zum Reiche einzuziehen und würde von diesem Plane schwerlich abgestanden sein, wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch Hermanns ganzen Anhang in das Lager Heinrichs des Löwen zu treiben, der mit Krieg drohte, während der Kaiser selbst ja in Italien dringend nötig war, um das Erbe seiner Gemahlin Konstanze, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen. Übrigens ist Hermann durch dieses Zugeständnis des Kaisers keineswegs zu einem treuen Anhänger der hohenstaufischen Sache gemacht worden. Er stand in der Folgezeit, besonders als nach Heinrichs VI. Tode Philipp von Schwaben und der Welfe Otto um die Krone rangen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite und setzte dadurch sein Land, das zwischen den streitenden Machtgebieten in der Mitte lag, bald der welfischen, bald der hohenstaufischen Rache aus. Leidenschaftlicher Ehrgeiz, der nicht mit Heldengröße verbunden ist, macht blind für sachliche Gesichtspunkte und führt jederzeit zu einem unruhigen Egoismus. Das war Landgraf Hermanns Fall; nur auf Förderung seiner eignen Macht und Ehre bedacht, stellte er sich stets auf die Seite, von der ihm ein augenblicklicher Gewinn winkte; daß er dabei sich mit der Hoffnung schmeichelte, wenn beide Gegenkönige sich aufrieben, könne er wohl selbst zur Krone gelangen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Aber soweit war die Zerstückung des Reiches damals doch noch nicht gediehen, daß ihm dieser Wunsch hätte erfüllt werden können. Nur in einer Hinsicht hat er eine königliche Stellung eingenommen, nämlich in der Pflege der damals blühenden Dichtkunst, deren Vertreter er um seinen Hof sammelte, nährte, ehrte und anregte.

Es ist dem menschlichen, zumal dem deutschen Gemüte eigen, wenn die Gegenwart, die Wirklichkeit freudlos wird, sich in die ideale Welt zu flüchten. Es bedarf des Schönen, des Erfreulichen, wenn es nicht hinsiechen und verkümmern soll. Das deutsche Leben war damals im Rückgange. Die Kraft des Reichs, diese Grundlage des deutschen Hochgefühls, hatte selbst ein Friedrich I. nicht wieder herzustellen vermocht. Die Schlacht bei Legnano 1176 hatte den Niedergang des Reiches besiegelt. Dann starb der Kaiser im fernen Cilicien, und Deutschland trat in den Schatten; Heinrichs VI. Energie richtete sich auf fremde Ziele. Endlich starb auch Heinrich VI. (1197) und Deutschland wurde der trostlose Schauplatz des Kampfes zweier Gegenkönige, zweier erbitterter Parteien.

Da wendete sich das deutsche Gemüt von der trüben Gegenwart zur Vergangenheit, um sich an den Thaten eines Dietrich, eines Siegfried, und wie die Helden alle heißen mögen, aufzuerbauen. Was die Sage bereits verklärt hatte, wurde poetisch wiedergeboren, so entstand das Epos. Aber auch der Gegenwart gewann man eine ideale Seite ab, man wendete sich in das Reich der Liebe und übte das Rittertum, das man der Frau schuldig war, in Minneliedern; oder man stellte der unerfreulichen wirklichen Welt in Klage oder Zorn das Ideal entgegen, davon sich jene so weit entfernt hatte. Das ist die Lyrik dieser Zeit, die man mißbräuchlich insgesamt mit dem Namen der Minnedichtung bezeichnet. Der Gedanke der Minne überwiegt und hat daher der Zeit ihr Gepräge und der Poesie den Namen gegeben.

Das Beispiel war ja in Frankreich durch die Troubadours gegeben; aber daß das deutsche Rittertum so rückhaltlos dem Frauendienste verfiel, daß die ritterliche Phantasie von dem Minnewerben sich so gänzlich beherrschen ließ und daß sie die Symbolik und den Schmuck ihrer Minne fast ausschließlich in den anmutigen Reizen sommerlicher Natur fand, läßt sich nur aus dem Niedergange des nationalen Hochgefühls erklären. Die Sterne sind untergegangen, der Anger mit seinen Blumen tritt an ihre Stelle.

„Du bist kurzer, ich bin langer:
Alsô stritent uf dem anger
bluomen unde klê.“

Selbst in die gewaltigsten Momente der Heldensage drängt sich dieser Blumenflor ein. Als es zum Mordbrunnen geht im Nibelungenliede, springen Gunther und Hagen wie zwei wilde Panther durch den Alee; als Hagen die grause That gethan, fällt der gewaltige Siegfried in die Blumen, die um den Brunnen stehen, und „die Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Das Gewaltige, das Erhabene fehlt in der Minnedichtung; selbst die elementaren Mächte der Natur, die Nacht mit ihrem Dunkel, der Wald mit seiner Wilde wurden gemieden; der Baumgarten an der Burg, der Anger vor dem Walde, die grüne Heide, die Linde am Brunnen: das sind die Stätten, wo die Phantasie sich heimisch fühlt. Licht und freundlich muß die Umgebung sein, denn der Mensch dieser ritterlichen Gesellschaft will sich hochgemut und heiter fühlen; ist es doch höfische Pflicht „bei den Leuten“, d. h. in der Gesellschaft, hochgemut und heiter zu sein.

Nur ein großes, erhabenes Trachten geht auch durch diese Welt, es ist die Tendenz der Kreuzzüge. Aber auch dies Trachten ist für die deutsche Ritterschaft ohne greifbare Frucht gewesen. Während die französischen Ritter im ersten und im vierten Kreuzzuge sich Ruhm und Landbesitz, ja Kronen erkämpft haben, sind die Züge Konrads III. und Friedrichs I. traurig gescheitert, und die Ritterschaft des heiligen Landes sieht auf die Deutschen herab.

Wie die deutsche Ritterschaft im allgemeinen, mochte auch Landgraf Hermann in der großen politischen Welt nicht seine Rechnung finden. Sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt, und er hatte die Weisheit, sich an dem Erreichbaren schadlos zu halten. Er sammelte die Dichter und Sänger um sich und machte dadurch die Wartburg zum Mittelpunkte des damals herrschenden deutschen Geisteslebens. Seine Motive dürften wohl selbstüchtiger Art gewesen sein; aber gerade die Geschichte unsrer Landgrafen gibt uns ja wiederholt Beweise

dafür, daß der Mensch oft böse denkt, Gott aber zum Guten lenkt. So ist auch Landgraf Hermanns Streben auf diesem Punkte ein Segen für die mittelhochdeutsche Dichtung gewesen und in alle Wege dankenswert. Der kaiserliche Stuhl stand seit 1197 leer; Hermann konnte sich nicht darauf setzen, aber für die Dichter konnte er die leere Stelle ausfüllen. Die im Reich der Träume weilend das Irdische verloren hatten, wie Schiller sagt, waren an seinem Hofe, an seinem Tische willkommen, so oft sie und so viel ihrer kamen.

Und sie kamen in Scharen. Die Dichter jener Zeit, ob sie gleich meist ritterlichen Standes waren, lebten als Fahrende; sie zogen von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, sie waren, wie Walter von der Vogelweide klagt, ewig Gäste und bedurften des Wirtes, der sie mild und ehrenvoll aufnahm. Auf der Wartburg war das Ein- und Ausfahren der Sänger so groß, daß Walter, wie er sagt, sich nicht mit eindringen mochte oder konnte. Auch Wolfram von Eschenbach klagt über den allzugroßen Andrang nach diesem Hofe, dessen übermäßige Gastlichkeit auch den „Falschen“, d. h. den Unwürdigen, Herberge gewähre.

Unter solchem Zubrange galt es sich zu behaupten. Dazu gehörten außer der höfischen Sitte dichterische Leistungen, die um so mehr ansprachen, je mehr sie den gastlichen Fürsten verherrlichten. Heinrich von Veldeke, der Vater der Minnedichtung, wurde durch Landgraf Hermann in den Stand gesetzt, seine *Aneide* zu vollenden; Wolfram wurde angeregt zu seinem Wilhelm von Dranse, und Walter, der später auf der Wartburg Aufnahme gefunden hat, preist den gastlichen Landgrafen als „der Thüringer Blume“.

In dieser Zeit also würden wir uns auch den Sängerkrieg auf der Wartburg, in dem Walter eine Rolle spielt, zu denken haben. In der That pflegt man ihn in das Jahr 1206 oder 7 zu setzen; denn hat man auch das Gedicht, das davon handelt, als ein späteres Erzeugnis erkannt, den Glauben an die Thatsache selbst hat man sich trotz der schroffen Romantik, mit der sie berichtet wird, noch immer nicht entschließen können völlig aufzugeben.

Sechs Meister des Gesanges, so ungefähr lautet die Überlieferung, befanden sich an dem Hofe des Landgrafen. Der eine war Heinrich von Nisbach, der Kanzler des Landgrafen und von seinem Amte stets der tugendhafte Schreiber genannt. Dann Heinrich von Osterdingen, den die einen aus Schwaben, die andern aus Eisenach stammen lassen, Wolfram von Eschenbach, ein Schwabe, Reinmar der Alte, im Liede aber mit Reinmar von Zweter verwechselt. Walter von der Vogelweide, der von dem Hofe der Babenberger in Wien ausgegangen war und nach neuern Forschungen in Tirol geboren ist. Endlich Bieterolf, ein Bürger Eisenachs und wie Nisbach in Diensten des Landgrafen. Diese sechs Meister also wetteiferten am Hofe in ihrer Kunst, und aus dem Wetteifer wurde ein Wettstreit, ja ein Wettstreit, den der Unterliegende mit dem Tode durch Henkershand büßen sollte. Welch eine Mischung von Idealität und Roheit! Während die Sänger sich aufstellen, um vor Landgraf und Landgräfin den Flug zur Sonne zu versuchen, steht Scharfrichter „Stempfel“ — das Lied nennt ihn ja so oft — vor dem Thore, um den zu holen, der etwa zurückbleiben wird. Heinrich von Osterdingen hebt den Gesang an; er singt nach Minnesängerart das Lob eines Fürsten, von dem er Milde erfahren hat, Leopolds von Osterreich. Gegen ihn tritt der tugendhafte Schreiber auf und preist seinen Herrn mit so gewaltigen Worten, daß auch Walter, der zuerst den König von Frankreich zu

preisen Miene macht, auf seine Seite gezogen wird. Osterdingen steigert sich und sein Lob Leopolds: „er ist ein Adler, während andre Fürsten Falken sind“, singt er und ruft dadurch auch Bieterolf in die Schranken, „sein Zorn will länger schweigen nicht“. Osterdingen hält ihnen wacker stand; mit dem Mute der Überzeugung und dem Übermute des Talents trotzt er dem Hofe, vor dem er singt, den Meistern, die ihm gegenüber stehen, und auch der wiederholten Drohung, daß Stempfel seiner warte. Das ruft denn auch Reinmar und Wolfram auf den Plan, die sich bisher als unparteiische Richter vom Kampfe fern gehalten haben. Da wird Heinrich von Osterdingen überwunden; aber als man ihn ergreifen will, flüchtet er zur Landgräfin Sophie, die ihren Mantel um ihn schlägt und die erzürnten Gegner zu bewegen weiß, daß sie ihm die Berufung des Meisters Klingsohr aus Ungarland gestatten. Heinrich zieht darauf nach Österreich und weiter nach Ungarland. Klingsohr verheißt ihm Hilfe und Rettung; aber er säumt und säumt, und Heinrich bangt, die Frist zu verfehlen und selbst den Rächern zu verfallen. Aber Klingsohr hat Macht über die Geister; mit ihrer Hilfe führt er Heinrich in einer Nacht bis Eisenach. Andern Tags erscheinen sie am Hofe, und Klingsohr führt sich beim Landgrafen und der Landgräfin durch die Verkündigung ein, daß in letzter Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren sei, die sich dem künftigen Landgrafen Ludwig vermählen und mit großer heiliger Frömmigkeit im Thüringerlande walten werde. Sodann wird der Sängerkrieg gleichsam in zweiter Instanz wieder aufgenommen. Wolfram und Klingsohr, die Meister unter den Meistern, ringen miteinander in dunklen Weisheitsprüchen; und weil keiner den andern überwindet, gerade deshalb endet der Krieg mit einem Frieden, der alle befriedigt. Alle Teilnehmer trugen Lob und Ehre davon.

Die heilige Elisabeth. Klingsohrs Prophezeiung erfüllte sich. Die in jener Nacht geborne Tochter des Königs Andreas von Ungarn, Elisabeth, wurde schon als vierjähriges Kind die Braut des Landgrafensohnes Ludwig. Es war eine glänzende Gesandtschaft, welche im Namen Landgraf Hermanns um das Königstöchlein warb; und der König Andreas schätzte diese Werbung hoch genug, um Elisabeth gleich mit den Gesandten nach der Wartburg zu entsenden. Da also hat die kleine Braut die bedeutungsvollen Jahre ihrer Kindheit zugebracht. Mit ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam scheint sie geschwisterlich aufgewachsen zu sein, wenigstens liebte sie es noch als Frau ihn Bruder zu nennen und von ihm Schwester genannt zu werden. Freilich mag darin auch das Streben erkannt werden, der Ehe das Gewand christlicher Bruderliebe umzuthun. Eine nahe Beziehung zu Gott trat in dem Kinde früh hervor, ihr Gemüt war durchtränkt mit dem Gottesgedanken, der schon ihr Kinderspiel wie später das Trachten ihrer Seele und die Werke ihrer Hand regierte. So stand sie von Hause aus in einem gewissen Gegensatz zu dem minniglichen Wartburger Hofe, der, wie wir gesehen haben, auch auf dem geistigen Gebiete weltliche Herrlichkeit anstrebte. Von den maßgebenden Personen scheint nur ihr künftiger Gatte ihre Stütze gewesen zu sein, der seinerseits wieder von dem himmlischen Sinne des Kindes folgenreiche Anregungen empfing. Als nun im Jahre 1216 Landgraf Hermann starb, fürchtete man am Hofe den Untergang dieser freudigen Weltlichkeit, in welcher man sich so wohl gefühlt hatte.